



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kurze Zeit danach, und wenn man den Zeitungsnachrichten Glauben schenken durfte, eines natürlichen Todes.

Das Bild des dahinjagenden Schlittens und des Offiziers mit dem unruhigen Spürblick trat wieder lebhaft vor meine Seele, als ich von dem Tode dieses Unbestechlichen las. Er starb an nervösem Asthma, die Ärzte nennen es *angor pectoris*.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die bayrischen Wahlen. Das ungarische Krönungsjubiläum und das allgemeine Wahlrecht in Ungarn. Der Einzug des Herzogregenten in Braunschweig. Die Herkomerwettfahrt. Villa Falconeri. Der Abschied der englischen Journalisten.)

Die jüngst nach einem neuen Wahlrecht auf Grund der direkten Wahl und eines geringen Zensus vollzogenen Wahlen zum bayrischen Abgeordnetenhaus haben ein Ergebnis gehabt, das keineswegs erfreulich ist, aber nicht unerwartet kam: das Zentrum wird über 99, die Liberalen über 25, die Sozialdemokraten über 20, der Bauernbund über 19 Sitze verfügen, sodaß das Zentrum allein eine starke Mehrheit hat (unter 163 Stimmen). Es hat dabei teils zugeständnermaßen, teils tatsächlich die Sozialdemokraten unterstützt und ist von ihnen unterstützt worden. Darüber braucht man sich leider nicht zu verwundern; so widersprechend die Prinzipien beider Parteien sein mögen, in ihrem Hass gegen den modernen deutschen Staat sind sie jederzeit einig gewesen, und daß die Massen des bayrischen Landvolks in den katholischen Gegenden klerikal, die der städtischen Arbeiterchaft sozialdemokratisch sind, das war längst bekannt; das Bürgertum aber ist in Altbayern niemals stark gewesen, es hat außerhalb Münchens größere Bedeutung nur in den später erworbenen fränkischen, schwäbischen und rheinpfälzischen Landesteilen, die bis zum Ende des alten Reichs eine größere Anzahl von Reichsstädten enthielten. Daß das Wahlergebnis in der Haltung Bayerns zum Reiche etwas ändern wird, ist nicht zu befürchten, schon weil sich die Parteienverhältnisse im Landtage nicht wesentlich verschoben haben; an dem halbstaatenbündischen Verhältnis zum Reiche wird natürlich nun erst recht nicht ein Tüpfelchen geändert werden, nicht einmal die Briefmarke, aber dieser Partikularismus hat ja schon An teil an dem Übergewichte des Zentrums und der Sozialdemokratie; der bayrische Bauer wählt klerikal, schon weil er — trotz 1870 — von dem „Preuß“ nichts wissen will. Darüber sich aufzuregen wäre zwecklos. Aber die Romantiker diesseits und jenseits der Grenze, die einen Anschluß Deutsch-Österreichs an das Reich für möglich oder für wünschenswert halten, die mögen sich einmal auch angeface dieses bayrischen Wahlergebnisses überlegen, wie ein deutscher Reichstag aussehen würde, in dem die österreichischen Abgeordneten säßen, denn diese würden wie in Bayern in ihrer großen Mehrheit sicher klerikal oder sozialdemokratisch sein, von den Slawen noch ganz abgesehen. Schon jetzt behauptet der konservativ-liberale Block in unserm Reichstage nur mit Mühe die Mehrheit; in jenem Falle würde die Regierung dauernd nur mit dem Zentrum regieren können. Es ist eben nicht anders: die Selbständigkeit einer deutsch-protestantischen Kultur, auf der unsere ganze Geistesbildung beruht, wäre in einem Deutsch-Österreich mit umfassenden Deutschen Reiche unmöglich, sie ist möglich nur in einem Reiche, dem Österreich nicht mit angehört. Das Deutsche Reich könnte deshalb mit den alten Reichsländern der

Habsburger höchstens in einem staatsbündischen Verhältnis, in einem „weitem Bunde“ stehn. Das sind harte historische Tatsachen, über die weder Sympathien noch Antipathien hinweghelfen.

Wie sich das Gewirr von Parteien und Fraktionen in dem neuen Reichsrat klären wird, ist immer noch unsicher. Die Hauptmasse der deutschen Parteien scheint sich enger zusammenschließen zu wollen, aber schwerlich alle, dazu sind die innern Gegensätze zu groß. Die Tschechen freilich haben das trotzdem fertig gebracht. Man wird zufrieden sein müssen, wenn die Deutschen nun in nationalen Fragen gegen die Slawen und im übrigen gegen die Sozialdemokraten zusammenhalten. Inzwischen hat in Budapest die vierzigjährige Erinnerungsfeyer der Krönung des Kaisers Franz Joseph am 8. Juni 1867 stattgefunden, schwerlich ein besonders freudiges Ereignis für den greisen Monarchen, der es unmöglich vergessen kann, wie seit dem „Ausgleich“ vom 7. Februar 1867, den kein österreichischer Staatsmann, sondern bezeichnenderweise ein Fremder, der in der Heimat gescheiterte Minister von Beust, mit gewohnter Leichtigkeit zustande brachte, sein Verhältnis zu Ungarn durch fortwährende Krisen hindurchgegangen ist, und wie es jetzt in einer neuen Krisis steht. Es ist kaum zweifelhaft, daß die ganze österreichische Wahlreform mit diesem Verhältnis zu Ungarn zusammenhängt. Sie soll auch in Ungarn dieselbe Reform herbeiführen, um das für die Erhaltung der Gesamtmonarchie, an der die Großmachtstellung des Habsburgischen Reiches hängt, und die deshalb das höchste Ziel jedes ehrlich österreichischen Staatsmannes sein muß, geradezu unerträglich gewordne Übergewicht des magyarischen Adels zu beschränken. Und gegen dieses künstlich gestützte Übergewicht regen sich gleichzeitig die ungarländischen Nationalitäten, nicht um das Reich der Stephanskronen aufzulösen, sondern um das gute Recht ihrer Muttersprache in Schule und Gemeinde zu schützen. Das Magyarsche als Staatssprache ist kaum entbehrlich, seitdem man als solche das neutrale Lateinische aufgegeben hat, der magyarische Nationalstaat ist ein Traum.

Am 5. Juni ist der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg als Regent in Braunschweig eingezogen und mit aufrichtigen Wünschen begrüßt worden, die ganz Deutschland teilt. Welche Selbstverleugnung eben dieser Posten verlangt, bedarf keiner Auseinandersetzung; die Dauer seiner Wirksamkeit in Braunschweig hängt ganz und gar davon ab, wann und ob der „verhinderte“ Herzog von Cumberland die ihm gestellten Bedingungen erfüllt; tut er das heute, so kann der Regent morgen gehn, er ist ja nur der Platzhalter für den „angestammten“ Landesherren. Wenn Prinz Albrecht von Preußen unter solchen Umständen kein innerliches Verhältnis zu dem Herzogtum gefunden hat, so dürfen sich am allerwenigsten die Braunschweiger darüber wundern, obwohl sie darüber sehr geklagt haben und von dem neuen Regenten besseres hoffen.

Um sportliche Veranstaltungen pflegen wir uns grundsätzlich nicht zu kümmern, nehmen sie doch im Leben der Nation und in der Tagespresse ohnehin einen ungebührlich großen Raum ein, insofern sie oft auf eine berufsmäßige Athletik hinauslaufen, die nur der persönlichen Eitelkeit und der Sensationslust, aber keineswegs der allgemeinen körperlichen Ausbildung dient; für diese wird unser Turnen immer das beste Mittel bleiben, weil es allseitig, nicht einseitig wie jene wirkt. Bei einem Rennen von Fahrrädern und von Automobilen kommt es vollends viel mehr auf die Maschinen und auf die Konkurrenz der Firmen, die sie geliefert haben, an als auf die Leute, die drauf sitzen, und von einem ästhetischen Genuß für die Zuschauer ist dabei erst recht keine Rede; die krummliegenden, strampelnden Radfahrer und die hinter Schutzbrillen, großen Mützen und dicken Mänteln verpuppten, staubbedeckten „Autler“ mit den plumpen Wagen bieten vielmehr einen wenig ästhetischen Anblick. Aber an die Herkomerwettfahrt, die seit dem 5. Juni von Dresden bis

Vindau und Frankfurt einen großen Teil Deutschlands durchraute, möchten wir einen guten Rat für die Herren Autler knüpfen. Ist es schon eine starke Zumutung, daß eine größere Anzahl von Kraftwagen in langer, wenig unterbrochener Reihe mit 40 bis 60 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde auf offener Landstraße dahinsausen, lutend, staubaufwirbelnd, Benzindüfte ausstoßend und alles überfahrend, was das Unglück hat, nicht rasch genug aus dem Wege zu kommen, so wird eine solche Fahrt in den Städten zu einer Störung des gewöhnlichen Verkehrs und zu einer Gefährdung der allgemeinen Sicherheit von der größten Art, vollends dann, wenn die Fahrt durch die belebten Straßen einer großen Stadt hindurchgeht, oder wenn gar, wie das auf der ersten Rennstrecke von Dresden nach Leipzig am 5. Juni geschah, die Wagen schneller, mit 60 statt 40 Kilometer, fahren, als ursprünglich vorgesehen war, und infolgedessen mehrere Stunden zu früh eintreffen. In Leipzig war die Einstellung des gesamten Fahrverkehrs, einschließlich der elektrischen Straßenbahn, und die nötige Absperrung der ganzen, langen Strecke durch die Stadt von Osten nach Westen erst von zwölf Uhr ab angeordnet; statt dessen jagten die ersten Wagen, ohne daß das durch ein Telegramm, etwa von Zwickau aus, der Polizei angezeigt worden wäre, schon vor zehn Uhr durch, ehe die Polizeiposten überhaupt nur Aufstellung hatten nehmen können, und dann folgten rasch hintereinander, zumeist gruppenweise und in geringen Abständen, gegen 140 Wagen bis etwa um ein Uhr. Von einer Einstellung des gewöhnlichen Fahrverkehrs vor zwölf Uhr konnte gar keine Rede sein. Wenn trotzdem kein Unglücksfall vorgekommen ist, so ist dies lediglich das Verdienst des Publikums und der Polizei. Aber wir möchten dringend empfehlen, solche Überraschungen nicht zu wiederholen, sonst wird es bald heißen: „Es wird mit zweierlei Maß gemessen; vornehmen und reichen Leuten ist auch zu rein privaten Zwecken alles erlaubt, uns andern nichts.“ Ein solches Urteil wäre sozial gefährlich, und darum gilt der Satz: Noblesse oblige! auch für eine Automobilwettfahrt. Auch den unsinnigen, pferdemordenden Distanzritten hat die öffentliche Entrüstung rasch ein Ende gemacht.

Gegenüber diesem neumodischen Wettrennen von Fahrmaschinen klingt eine Nachricht aus Italien wie die Kunde aus einer schöneren Welt. Ende Mai ist durch Schenkungsakt des Berliner Bankiers Mendelssohn-Bartholdy die von diesem erworbene herrliche Villa Falconeri bei Frascati im Albanergebirge, die Paul Heyse und Richard Voß dichterisch verklärt haben, an unsern Kaiser übergegangen. Wenn dieser Besitz, eine der schönsten aller römischen Villen, wie es heißt, für die deutschen Künstler in Rom bestimmt ist, dann wird endlich die deutsche Kunst ganz in der Nähe der Ewigen Stadt, mit der sie seit Jahrhunderten in so innigem Zusammenhange gestanden hat, eine ihrer würdige Heimstätte besitzen, wie die Franzosen sie längst in ihrer Villa Medici auf dem Monte Pincio haben.

Die englischen Journalisten haben, weit über ihre Erwartungen überall mit Aufmerksamkeiten und Sympathieumgebungen überschüttet, den deutschen Boden wieder verlassen. Wenn eine angesehenere englische Zeitung die in Deutschland bis jetzt in bezug auf England herrschenden Gefühle dahin bestimmte, daß man einerseits Mißtrauen gegen England, andererseits den Wunsch empfinde, mit England in Friede und Freundschaft zu leben, so hat sie ganz recht; wir glauben nur, daß das erste in England stärker ist oder gewesen ist als das zweite, in Deutschland der Wunsch nach einem freundschaftlichen Verhältnis stärker als das Mißtrauen. Das Mißtrauen wenigstens muß auf beiden Seiten schwinden, hüben wie drüben. *

Die Knabenhandarbeit und das wirtschaftliche Leben. Der stellvertretende Vorsitzende des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit, Landrat Dr. Lenz (Heuthen), hat auf dem letzten Kongreß dieses Vereins einen Vortrag

gehalten, dessen Inhalt für weitere Kreise von Interesse sein dürfte. Aus diesem Grunde wurde der Vortrag durch den Vereinsvorstand den Handels- und Gewerbekammern sowie den Berufsgenossenschaften übermittelt und deren Aufmerksamkeit auf die wichtige, in ihrer Bedeutung für das wirtschaftliche Leben aber noch viel zu wenig gewürdigte Frage des Knabenhandarbeitsunterrichts gelenkt. Es sei hier gestattet, einige Hauptgedanken aus dem Vortrage herauszuheben.

Wie es im allgemeinen die Aufgabe der Erziehung nicht sein kann, in das wirtschaftliche Leben unmittelbar einzugreifen, so kann auch im besondern die Knabenhandarbeit nur vorbereitende Arbeit leisten und den heranwachsenden Knaben für einen künftigen wirtschaftlichen Beruf besser befähigen. Das letzte halbe Jahrhundert hat auf allen Gebieten der wirtschaftlichen Betätigung eine beispiellose Entwicklung gebracht, die insbesondere den Fortschritten der angewandten Naturwissenschaften und der Technik zu verdanken ist. Während im Jahre 1847 in der Landwirtschaft 60 Prozent, in den Gewerben nur 23 Prozent der Bevölkerung beschäftigt waren, wurden im Jahre 1895 in der Landwirtschaft nur 35,7 Prozent, in der Großindustrie und in den Gewerben aber 50,53 Prozent beschäftigt. Der Eisenverbrauch hat sich seit jener Zeit bis zum Jahre 1900, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, von 28 Pfund auf 309 Pfund gehoben, und das gesamte wirtschaftliche Arbeitsgebiet des Volkes hat sich in enormer Weise erweitert, während hier zugleich sehr beachtenswerte Verschiebungen eingetreten sind. Insbesondere ist in einer großen Anzahl von Industrien der alte Handwerksbetrieb durch den Fabrikbetrieb ersetzt worden, womit eine starke Reduktion der Anzahl der Betriebsstätten verbunden ist. Die ehemaligen Handwerker erscheinen in einer andern wirtschaftlichen Form; an ihre Stelle sind zum Teil die technischen Privatbeamten getreten, deren es im Jahre 1895 in Deutschland schon 621 000 gab. Sie bedürfen ebenso wie die Handwerker einer Ausbildung der Hand, die durch die heutige Erziehung keineswegs gewährleistet wird. Die Handwerker aber, die bei ihrem Berufe geblieben sind, wenden sich verfeinerten Formen des Handwerks zu, da der wachsende Wohlstand der Nation die Entwicklung eines neuen Kunstgewerbes begünstigt, und da auch die Bedingungen für den Absatz einer verfeinerten Ware günstiger sind als die für eine gewöhnliche Ware. Den allergößten Einfluß aber hat das Vordringen der Maschine gehabt, die der menschlichen Hand eine Summe von groben und mechanischen Arbeiten abgenommen hat und ihr in der Hauptsache nur noch eine Hilfeleistung bei dem eigentlichen Arbeitsprozeß überträgt. Eine oberflächliche Beurteilung könnte nun zu der Meinung führen, daß das immer weitere Vordringen der Maschine die Ausbildung der menschlichen Hand überflüssig mache. Dem ist aber durchaus nicht so. Die Maschine erspart zwar quantitativ eine mehr oder weniger große Anzahl von menschlichen Kräften und macht diese für eine andre wirtschaftliche Tätigkeit frei, aber zu ihrer Herstellung sowohl wie zu ihrem Betriebe bedarf sie doch immer der menschlichen Hand. Je feiner und komplizierter ihr Mechanismus ist, um so höher sind die Anforderungen, die sie an die Geschicklichkeit des Arbeiters und Betriebsleiters stellt; es kommt in manchen Fabriken vor, daß zeitweilig kostbare Werkzeugmaschinen außer Betrieb bleiben müssen, weil man nicht genügend geschickte Arbeiter zu ihrer Bedienung hat. Selbst bei einem aufs höchste entwickelten Maschinenbetrieb hängt der Gesamterfolg zuletzt doch von der individuellen Leistung des einzelnen Arbeiters ab. Ein werktätiger geschulter Arbeiterstand ist unter allen Umständen eine der Hauptbedingungen, auf denen die Steigerung der Produktionskraft im wirtschaftlichen Leben beruht. Es bedarf endlich auch kaum eines weitern Nachweises dafür, daß eine große Anzahl der Unfälle in Industrie und Landwirtschaft auf Mangel an technischer Einsicht und an Geschicklichkeit zurückzuführen sind. Eine bessere Ausbildung des einzelnen Arbeiters, die schon in der Jugend mit dem Handfertigkeitsunterricht beginnen muß, dürfte somit ein nicht unwesentliches Mittel sein,

um die Gefahr von Unfällen in den technischen Betrieben zu vermindern. Das Dichterwort: „Früh übt sich, was ein Meister werden will“ gilt auch in dieser Beziehung.

Andre Kulturvölker haben die Bedeutung des Handarbeitsunterrichts für den wirtschaftlichen Wettbewerb klar erkannt und ihn in der Organisation ihres Erziehungswesens berücksichtigt. Dies gilt insbesondere, abgesehen von den nordischen Völkern, bei denen die Handarbeit schon immer eine Rolle in der Erziehung gespielt hat, von Frankreich, England und Nordamerika.*) In allen diesen Ländern wird der Handarbeitsunterricht eifrig gepflegt und nach seiner Bedeutung für das wirtschaftliche Leben gewürdigt. Jules Ferry, der frühere französische Unterrichtsminister, begründete dessen Einführung mit den Worten: „Sowohl auf dem industriellen wie auf dem andern Schlachtfelde können Nationen fallen und zugrunde gehen. . . . Vor dieser großen Gefahr soll unser Land der Arbeitsunterricht schützen.“

U. Pabst in Leipzig

Prellers Odysee-Landschaften aus dem Römischen Haus in Leipzig. Kurz vor Pfingsten ist der Schmuck vollendet worden, den das stattliche Treppenhause unsrer Universitätsbibliothek, einer der vielen öffentlichen Bauten des allzu früh verstorbenen Meisters Dr. Roszbach, in den ältesten Odysee-Landschaften Friedrich Prellers erhalten hat. Fünfundsiebzig Jahre sind verflossen, seit Dr. Hermann Härtel an Preller, den er in Rom kennen gelernt hatte, die Anfrage richtete, ob er geneigt sei, in dem „Römischen Hause“, das er am Ende des Peterssteinwegs zu erbauen im Begriffe stand, ein Zimmer mit Wandbildern zu schmücken. „Freude und Angst im Herzen“ übernahm Preller diesen ersten großen Auftrag. Und bald einigten sich beide über Darstellungen aus der Odyssee, deren Schauplatz im südlichen Italien sie zusammen bereift hatten. In den Jahren 1833 bis 1836 wurde dann die Arbeit ausgeführt, bei der einer von Prellers ersten Schülern, der nunmehr in hohem Alter verstorbene Professor Carl Hummel, dem Meister behilflich war. Für diesen selbst wurde sie bedeutungsvoll, da sich zwei Jahrzehnte später sein Lebenswerk daran knüpfte. Das Römische Haus trug ein überaus vornehmes Gepräge, es gab damals in ganz Deutschland wohl kein zweites aus jüngerer Zeit, das einen ähnlichen Bilderschmuck aufzuweisen gehabt hätte; und es war der Schauplatz einer geistig und künstlerisch hochstehenden Geselligkeit. Schon im Herbst 1837 jedoch verkaufte es Härtel, da es dem Wohnbedürfnis seiner Familie nicht genügte.

Seitdem hatten die Odyssee-Bilder und die sonstigen Kunstschätze, die das Haus barg, ein wenig beachtetes Dasein geführt, bis im Anfang des neuen Jahrhunderts das oft unnötig grausame Verkehrsbedürfnis den sich aus seiner Umgebung wunderbar abhebenden Bau mit Abbruch bedrohte. Da erst wurden sich weitere Kreise seines Wertes bewußt. Im Herbst 1902 richtete eine aus der Gemeinnützigen Gesellschaft hervorgegangene Vereinigung, der unter andern Max Klinger, Seffner und Roszbach angehörten, an den Rat das Gesuch, der Stadt zunächst ein Vorkaufsrecht an dem Hause zu sichern. Dem Gesuche lag der Gedanke zugrunde, die Härtelstraße von dem hinter dem Hause liegenden Garten an bis zum Peterssteinwege zu gabeln, dadurch eine reizvolle Abwechslung in das Straßenbild zu bringen, das Haus selbst aber einem geeigneten öffentlichen Zwecke zuzuführen. Die Gemälde für sich allein zu erhalten, wenn das Haus fiel, wurde für unausführbar erachtet, denn sie waren nicht, wie zum Beispiel die von Rom nach Berlin übergeführten Wandbilder der Casa Bartholdy, auf eine dicke Schicht frischen Kalkes, sondern in Tempera-farben auf die trockne Wand gemalt. Der Rat zeigte sich geneigt auf das Gesuch

*) Man vergleiche hierüber die Schrift: Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Dr. U. Pabst. 140. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“. Leipzig, B. G. Teubner, 1907.

einzuweisen, die Ausführung scheiterte jedoch schließlich an der allzu hohen Preisforderung. Das Haus fiel. Eine genaue Beschreibung von ihm selber und seinen Kunstschätzen ist uns in dem Prachtwerke von Professor Julius Vogel*) erhalten, der sich schon vorher durch Vorträge im Verein für die Geschichte Leipzigs und in der Gemeinnützigen Gesellschaft um die Sache verdient gemacht hatte.

Die Preller'schen Bilder wurden trotz der Befürchtungen, dank der staunenswerten Leistung des Dresdner Professors Ern. Carlo Donadini, gerettet. Für Leipzig schienen sie jedoch verloren zu sein, da sie der Vertreter der Erben der letzten Besitzerin, Domherr Dr. jur. Alphons Baumgärtner, dem Staat als Geschenk angeboten und König Georg das Geschenk angenommen, auch bereits Befehl gegeben hatte, Erörterungen über einen geeigneten Platz für die Unterbringung in Dresden anzustellen. Einer Abordnung des hiesigen Verkehrsvereins, die am 23. Dezember 1904 von dem Minister von Meisch in dem neuen Ministerialgebäude in Dresden-Neustadt empfangen wurde, gelang es, das ältere Recht Leipzigs insoweit zur Geltung zu bringen, daß die Sache dem König nochmals zur Entschleßung vorgelegt werden sollte, wenn ein zur Aufnahme der Gemälde geeigneter Raum in einem der hiesigen Staatsgebäude genannt werden könnte. Nicht ohne Einfluß war dabei das Urteil Sachverständiger, daß die Eisenbahnfahrt den Gemälden Gefahr drohe. Schon auf der Rückfahrt der Abgeordneten von Dresden wurde das Treppenhaus der Universitätsbibliothek in erster Reihe ausersuchen, und Professor Studniczka übernahm die nötigen Erörterungen, die über Erwarten günstig ausfielen. Der damalige Rektor der Universität, Geh. Kirchenrat D. Nieschel, brachte dann die Sache in Dresden vollends ins Gleis.

Die Überführung der Bilder, die, in starke Holzrahmen eingespannt, vorläufig in einem Raume des Kunstgewerbemuseums untergebracht worden waren, in das Bibliotheksgebäude, die Einfügung in die vorher dafür hergerichteten Wände (unter anderm mußte eine Tür vermauert werden) und die Ausbesserung der zum Teil schon ältern Schäden, die Donadini selber mit kundiger Hand ausgeführt hat, erforderten selbstverständlich längere Zeit. Nun steht das Werk vollendet, und jeder, der mit offenen Augen das Treppenhaus betritt, wird seine Freude daran haben. Schon den an die Treppe herantretenden begrüßt von oben „Naufikaa“ — die Begegnung des allein geretteten Odysseus mit der edeln Königstochter, als das Hauptbild, das auch in dem gastlichen Hause die Mitte der dem Eingang gegenüberliegenden Wand zierte; darunter ist eine die Schenkung bekundende Marmortafel angebracht. Von der gegenüberliegenden Wand beginnend, gehen dieser Darstellung vier voraus: „Polypthem“, die Entweichung des Helben und seiner Genossen aus der Höhle des geblendeten Ungeheuers; „Hirschjagd“ (von Preller selbst als „Sturm“ bezeichnet), Rückkehr des mit Jagdbeute beladenen Dulders von der Rundschaft auf der unheilbrohenden Kirke-Insel; „Moly“, die Entgegennahme des Heilkrauts aus der Hand des Götterboten Hermes; „Kalyppo“, die Entlassung des von der Nymphe lange festgehaltenen. Dem Hauptbilde folgen dann nach rechts hin noch zwei: „Heimkehr“, der schlafende Odysseus von den Phäaken in der Höhle der Heimatsinsel niedergelegt; endlich „Eumaios“, das Wiedersehen des Sohnes vor der Tür des „göttlichen Sauhirten“. Die Universität dürfen wir zu dem neuen Schmucke beglückwünschen.

Julius Senfel

*) Das Römische Haus in Leipzig. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Julius Vogel. Mit 12 Lichtdrucktafeln und 26 Originalabbildungen im Text. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1903. 4^o.

